

des Feuerwerk an Ideen entfacht, wenn Matthias Krieg in seinem Beitrag der Frage nachgeht, was der Gottesdienst vom Jazz lernen kann. Autobiographisch-musikalische Jabbok- und Damaskus-Erlebnisse, inspiriert-inspirierende Texte theologisch getränkt zu unterschiedlichen Jazz-Aspekten, verwoben mit Gedichten des Jazz-Poeten Langston Hughes münden immer wieder in neue Vermutungen, insgesamt zehn an der Zahl. Ein anregender Genuss.

Julia Kolls Beitrag schliesst den Band würdig ab. Sie gibt einen Eindruck des Jazzgottesdienstes in der Loccumer Stiftskirche als wesentlichem Teil jener Tagung. Vom Gottesdienst berichtende Abschnitte wechseln sich angenehm ab mit der Entfaltung und Begründung ihrer eigenen These: „Jazz-Improvisationen intensivieren die Produktion von Präsenz, weil sie ein spezifisches Zeiterleben und eine damit korrespondierende Haltung nahelegen und fördern“ (98). Jazz-Improvisationen lassen Gottesdienste „unüberhörbar gegenwärtig“ (98) werden. In Auseinandersetzung mit Hans Ulrich Gumbrechts Unterscheidung von Präsenz- und Sinnkultur sowie Martin Seels Überlegungen zu Gegenwart und Inszenierung nimmt sie für ihren Präsenzbegriff Impulse aus der ästhetischen Theorie auf und macht diese Aspekte gottesdiensttheologisch fruchtbar. Julia Koll tritt in Dialog mit Kables Ansatz der liturgischen Präsenz sowie Vertretern „homiletischer Präsenz“ und lädt schließlich dazu ein, eine neuartige liturgische Haltung einzuüben, die mehr Improvisation und Interaktion im Gottesdienst ermöglicht, ohne einem Spontaneismus das Wort zu reden. Das Buch schließt mit einer weiterführenden Bibliografie sowie mit Hörempfehlungen zu Liturgical Jazz und Sacred Jazz. Sowohl Bibliografie wie Hörempfehlungen haben eine sinnvolle Breite und sind doch auf ein einladendes Mass an Knappheit begrenzt.

Für interessierte Einsteiger in die Thematik stellt das knapp hundertseitige Buch eine gelungene Einführung dar und für theologische oder musikwissenschaftliche Fachleute eine lohnende Auseinandersetzung. Wer nicht bei jener Tagung teilnehmen konnte, sollte sich zumindest dieses Buch nicht entgehen lassen.

MARTIN SCHEIDEGGER

Thomas Gartmann, Andreas Marti (Hg.)

Der Kunst ausgesetzt“ über den 5. Internationalen Kongress für Kirchenmusik

Peter Lang, Bern 2017, 344 S., 33,95 €, ISBN 978-3-0343-2563-9.

Der Kunst ausgesetzt – schon dieser Titel bringt mich zum Nachdenken. Ist er doch gleichzeitig traditionell, weil von „Kunst“ nur noch selten gesprochen wird und provokant, weil wir der Kunst ausgesetzt sein sollen. Ausgesetzt – es fehlt das Hilfsverb, sodass dieser Titel wie ein offenes Kunstwerk wirkt, ich muss es erst ergänzen.

Das Buch bildet den Kongress umfassend ab, in einem Maße, wie es ein Buch eben erreichen kann. Es gibt Vorträge und Workshops, Liturgien und Reflexionen, Worte und Noten, Forschungsarbeiten und Dokumentationen, Lieder und Aphorismen.

Was ist mir aufgefallen

Im Vorwort springt mir die Frage nach den Grabenkämpfen ins Auge. Populäre und anspruchsvolle Musik sind die Kontrahenten. Wobei „populär“ nicht nur Populärmusik ist. Populär meint „leichte“ und schnell verständliche Musik und dazu zählen auch Musiken aus vergangenen Jahrhunderten; vielleicht ist Bachs Weihnachtsoratorium ein typisches Beispiel für populäre Musik.

David Plüss beschreibt die Wirkung von Musik, die wir im Bauch spüren und die uns deshalb so sehr am Herzen liegt. Sie kann aus diesem Grund vereinigend und ausgrenzend wirken.

Lennart Doms beschreibt mithilfe von Christopher Small, wie das musikalische Werk, seine Aufführung und die personalen Interaktionen, die notwendig sind, damit die Musik erklingen kann, miteinander ins Spiel kommen. So ist das Werk nicht ohne Ritual zu haben, ja vielleicht kann man sogar sagen: Ohne das Ritual existiert das Werk gar nicht.

Mit einem Schmunzeln las ich die konfessionelle Zuordnung der Musik in dem Artikel von Martin Hobi: Musik erleben ist orthodox; Musik meditieren ist katholisch und Musik diskutieren ist evangelisch. Ich habe es schon immer gewusst: Eigentlich bin ich orthodox.

Benedict Schubert und Katrin Kusmierz bringen den Begriff Heart music in die Diskussion ein. Auf deutsch: Herzensmusik ist die Musik,

die man von Kindesbeinen an kennt. Sie diagnostizieren dann, dass die wunderbaren Kirchenlieder wie ein Schatz zu behandeln sind oder behandelt werden. Sie sind so versteckt, dass sie niemand findet und deshalb tragen viele Menschen diese Kirchenlieder und Kirchenmusik nicht mehr als Herzensmusik bei sich.

Was finde ich zukunftsweisend

Martin Hobi fragt nach dem Klang der Kirche. Obwohl ich es mir nicht vorstellen kann, dass der Klang der Kirche festgelegt werden könnte – da bin ich zu wenig katholisch – ist dieser Ansatz unbedingt zu diskutieren.

Wir müssen daran arbeiten, bei Benedict Schubert und Katrin Kusmierz klingt dies an, dass Kirchenmusik Herzensmusik ist und wird. Dafür brauchen wir Musik und Lieder, die begeistern und wir müssen Kindern die schönen Klänge und Rhythmen kirchlicher Musik nahebringen. Julia Koll untersuchte deutsche Posaunenchorer und fand heraus, dass die Mitglieder der Posaunenchorer quer zu allen Milieus liegen. Hier gelingt durch die aktive Musik eine Überwindung der Milieugrenzen. Diesen Weg sollten wir weiter beschreiten.

Die Kirchenbindung der Posaunenmitglieder hat sich verstärkt. Damit wird bestätigt, wie fruchtbar musikalische Arbeit für die Zukunft der Kirche eingesetzt werden könnte.

Was fehlt mir

Als erstes und am stärksten fehlt mir der Rhythmus und darin die Körperlichkeit, die für mich als Synonym der Populärmusik steht. Mir fehlen Ideen und Anregungen, wie stilistische Grenzen überschritten werden können und eine zukunftsweisende Kirchenmusik erklingt, die ihren eigenen Sound hat, die groovend Menschen mitreißt und einen fröhlichen Glauben erleben und ausdrücken lässt. Mir fehlt auch die Perspektive der musikalischen Gemeindeentwicklung.

Doch sollten diese letzten Bemerkungen nicht als wirkliche Kritik verstanden werden, denn das Programm des 5. Internationalen Kongresses für Kirchenmusik war vielfältig und umfassend in Wort, Musik und Performance. Mehr war kaum möglich. Vielleicht sind diese letzten Überlegungen als Anregung für den 6. Kirchenmusikerkongress in Bern zu verstehen.

JOCHEN KAISER

Gunther Schendel (Hg. im Auftrag des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD)

Zufrieden – gestresst – herausgefordert. Pfarrerinnen und Pfarrer unter Veränderungsdruck

Evangelische Verlagsanstalt, Leipzig 2017, 312 S., 20,00 €, ISBN 978-3-374-04811-3

Zufrieden: Rund 70 Prozent der Pfarrerschaft sind mit ihrem Beruf weitgehend zufrieden (62). – Knapp die Hälfte würde den Pfarrerberuf ihren Kindern weiterempfehlen (63).

Gestresst: Hauptstressfaktor ist für Pfarrpersonen die zunehmende Arbeitsverdichtung (66). – „Nur jede zweite Pfarrperson hat eigener Aussage zufolge ausreichend Schlaf“. (69) – Stress verursachen auch Kürzungsdruck und Strukturveränderung (66f.).

Herausgefordert: „71 Prozent erwarten, dass Pfarrpersonen ein Vorbild für die Gemeinde sind.“ (61) – Die eigenen Ansprüche stellen für die meisten Pastor*innen den größte Erwartungsdruck dar (79f.).

Einerlei, ob jemand den Inhalt dieser Aussagen immer schon kannte oder aber von ihnen überrascht wird – das vorliegende Buch liefert nun die empirische Basis dafür. Es tut dies nicht in der Form, dass einzelne Befragungen als solche vorgestellt und interpretiert werden, sondern geht thematisch vor und wertet meist mehrere und zum Teil auch schon länger vorliegende Studien gezielt auf das gewählte Thema hin aus. So wird unter anderem rekurriert auf Pfarrerbefragungen in der Pfalz (2001), in Westfalen (2003 und 2013), in den nördlichen Landeskirchen (2011) und in der braunschweigischen und lippischen Landeskirche (2016, bislang unveröffentlicht). Darüber hinaus spielt natürlich die jüngste Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung, die KMU V von 2012, eine zentrale Rolle, aber auch qualitative und quantitative Befragungen einzelner Wissenschaftler*innen im Rahmen spezieller Forschungsprojekte (z.B. Kathrin Hildenbrand zum Pfarrhaus, 2016), und die bislang noch wenig beachtete repräsentative Erhebung unter Kirchengemeindevorstehern (und Pfarrpersonen) in Deutschland: das gelegentlich so genannte „Gemeindebarometer“ des SI von 2015. In ihr wurden mehr als 4000 Presbyter*innen und Pfarrer*innen zu ver-